

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 10 (1942-1943)
Heft: 9

Artikel: Politische Neuordnungen im antiken Kaiserstaat : Politik und Religion
Autor: Schmitt, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759913>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Politische Neuordnungen im antiken Kaiserstaat

Politik und Religion

Von Paul Schmitt

Das Erbe des grossen Revolutionärs

Mit den Schlachten von Pharsalus, Philippi und Actium war das Schicksal der altrömischen Staatsform definitiv besiegelt. „Der Freiheit holder tausendblumiger Kranz“ war endgültig zerrissen, und das römische Staatswesen wurde von einem Herrscher geleitet, von Octavian, dem der Senat im Jahre 27 v. Chr. den Titel Augustus, der Erhabene, beilegte.¹⁾ Von den alten Formen konservierte Octavian was irgend möglich war, und erhielt so dem Reich den römischen Charakter, und gerade in den zwei Jahrhunderten der Geltung des augusteischen Principates (bis zum Tode Marc Aurels 180 n. Chr.) wurde der damalige Kreis der Civilisation romanisiert.

„Indem Augustus offiziell seine Macht auf die befristeten republikanischen Kompetenzen von Konsulat und Prokonsulat stützte, stellte er seine Herrschaft als ein Provisorium hin, das so lange bestehen sollte, als es die Lage des Staates erheischte. Zwar hatte er von dem damaligen Senat nicht zu befürchten, dass man ihn beim Worte nahm, hielt dieser doch seine Regierungstätigkeit für so unentbehrlich, dass er ihm im Jahre 24 die Vollmacht verlieh, alles, was er künftig im Staatsinteresse für geboten erachte, vorzunehmen ohne Rücksicht auf die bestehenden Gesetze. Allein ihn befriedigte die bisherige staatsrechtliche Lösung auf die Dauer nicht, vielleicht auch, weil die fortgesetzte Führung des Konsulats den republikanischen Grundsätzen zuwiderlief. Darum stellte er das Prinzipat auf eine neue Rechtsbasis. Er legte das Konsulat nieder und ersetzte es in seinen Funktionen teilweise durch die tribunizische Gewalt, deren Jahre er von jetzt an zu zählen begann ... Seit 13 n. Chr. ruhte staatsrechtlich die kaiserliche Gewalt auf der Verbindung des

¹⁾ S. den Aufsatz der Neuen Schweizer Rundschau „Staatsumwälzung im antiken Rom“, Oktoberheft 1942.

allgemeinen proconsularischen Imperiums mit der tribunicia potestas. Doch erschöpfte sich ihr Wesen nicht mit dieser Definition, sondern dazukommen musste, dass Heer und Senat den Kaiser als Imperator anerkannten, und ein weiterer Ausdruck dieses Verhältnisses war, dass die gesamte männliche Bevölkerung des Reichs sich ihm durch Treueid verpflichtete." (So Matthias Gelzer in seiner Studie über „Caesar und Augustus“.)

Erneuerung der Umwälzung durch die Soldatenkaiser

„Nach dem Tode des Kaisers Marcus Aurelius Antoninus (161 bis 180 n. Chr.) bricht das augusteische Prinzipat zusammen." (Eduard Schwartz) Von 193 bis 284 n. Chr. herrschen die sogenannten Soldatenkaiser; ohne Rechtstitel, nur gestützt auf den Willen der Armeen, werden erfolgreiche Generale als Augusti ausgerufen. Der erste dieser Kaiser-Generale, der düstere Septimus Severus (193—211 n. Chr.) wandelt noch auf den Spuren des ersten Caesar. Seine Heeresreform, die zur kaiserlichen Garde, den berühmten Praetorianern, alle Provinzialen heranzieht, ermöglicht den Schutz der Reichsgrenzen. Im Inneren reformiert er die Justiz, und unter seiner Regierung glänzen die berühmten Juristen Papinianus, Ulpianus und Paulus. Den ausschweifenden Carneval, den dann ein Vierteljahrhundert lang die syrischen Kaiser unter einem faktischen Damenregiment in Rom aufführen, brauchen wir nur zu erwähnen und schalten, um ein Bild jener Zeit zu geben, eine Stelle ein aus Jakob Burckhards „Zeit Konstantins des Grossen" über Kaiser Maximinus Thrax (235—238 n. Chr.), den „vermutlichen Mörder" des letzten Syrsers Alexander Severus:

„Maximin bestieg den Thron, ein thrazischer Hirt, Sohn eines Goten und einer Alanin, somit gänzlicher Barbar der Abstammung und überdies der Bildung nach. Aber die Armee, welche hier selbst die letzte Rücksicht beiseite liess, bestand auch aus lauter Barbaren von der Ostgrenze, denen gar nichts daran lag, ob ihr Kandidat von Antonin abstammte, in hohen Aemtern sich gebildet hatte, Senator gewesen war oder nicht. Dafür war Maximin achthalb Fuss hoch, riesenstark und ein Korporal, wie vielleicht im ganzen römischen Heere kein zweiter. Seine Herrschaft war, wenn nicht im Erfolg, so doch im Prinzip furchtbarer als die irgendeines Kaisers. Diese alte Welt mit ihren Denkmälern

voll Schönheit, ihrem Leben voll Bildung reizt den Barbaren, der sich seines Ursprungs schämt, zu giftiger Wut; mit Milde hätte sich seine Usurpation ohnedies nicht behaupten lassen; Konfiskationen bedurfte er für seine Soldaten, und so geht der römische Kaiser auf planmässige Zernichtung römischen Wesens aus. ... Rom wurde mit Schrecken inne, dass eine Grenzarmee von Barbaren das Hauptquartier der Weltherrschaft sein könne, eine Armee, welche man sich dachte, wie die des Spartacus oder Athenion im Sklavenkriege. Der tiefste Grimm Maximins ging gegen alles, was vornehm, reich und gebildet war, namentlich gegen den Senat, von dem er sich verachtet glaubte und vor dessen Kurie er grosse Abbildungen seiner deutschen Siege aufstellen liess; aber auch das Volk der Hauptstadt, welches sonst der Hinrichtung des ganzen Senats würde zugesehen haben, musste durch die Schmälerung der Zufuhr und Einziehung der Fonds für die öffentlichen Spiele auf das äusserste erbittert werden. Den Provinzialstädten ging es übrigens nicht besser; ihr städtisches Vermögen, wie das der einzelnen Reichen, wurde geraubt zur Bereicherung des Heeres."

Die neue Ordnung und ihre politische Theologie

Dieser Barbar wird vom Senat abgesetzt und von seinen Soldaten bei einer Belagerung erschlagen. Aber Ordnung kehrte deshalb noch lange nicht ein und unter der nominellen Regierung der Kaiser Valerian (253—260) und seines Sohnes Gallienus (260—268) hat fast jeder grössere Truppenverband im weiten Römerreich seinen eigenen Kaiser. Einen dauerhafteren Zustand bringt erst Diocletianus (284—305) zu Wege, seine Reichsreform beseitigt das Soldatenkaisertum zu Gunsten der absoluten Monarchie nach vorderasiatischem Muster; schon im äusseren Auftreten mit Purpurgewand und Perlendiadem unterscheidet sich der Herrscher von jedem anderen Römer, er ist dominus, der Herr, die Staatsbürger sind Untertanen. Die Auseinandersetzung und Verwertung der hellenistisch-vorderasiatischen religiösen Vorstellungen wird in der eigentümlichen politischen Theologie Diocletians spürbar: den „höchsten und besten Gott“ nennt er Jupiter, er ist der Gott des höchsten Kaisers, darum nennt er sich Jovius, und sondert eine Garde der „Jovier“ aus; der Gott der, „Caesaren“ benannten, Unterkaiser ist „Gottes

Sohn" Hercules, sie sind die „Herculier“, und ebenso heisst deren Garde; aber der Herculier ist dann nicht nur der Sohn, sondern auch der Bruder des Joviers, womit das Verhältnis der gleichzeitigen Unter- wie Nebenordnung der beiden vornehmsten Staatsträger ausgesprochen ist. Aber auch in der diocletianischen Reichsordnung ist der grosse römische Gedanke lebendig geblieben, dass Herrschen kein Erbe und kein Glückszufall „sondern ein Amt, eine Magistratur ist.“ Unter Diocletian „hielt sich die kaiserliche Jurisdiktion streng an das römische Recht.“ (Eduard Schwartz)

Da wir uns in unserer historischen Rundschau dem Punkte nähern, an dem das Christentum römische Staatsreligion wird, sei ein Blick auf die religiösen Strömungen des Römerreiches geworfen, und zwar erscheint uns die Religion der Soldaten, die im geheimen ausgeübte Religion des Mithras, als charakteristisch. Jakob Burckhardt sagt über diese Materie:

„Die älteste persische Religion kennt einen Sonnengott Mithras, welchem später die Lehre Zoroasters, da sie ihn nicht beseitigen konnte, die Stelle eines Mittlers zwischen Ormuzd und Ahriman, Licht und Finsternis zuwies. ...

Man würde aber irre gehen, wenn man die Züge dieses alten Mithras des rechtgläubigen Persiens in dem Mithras des sinkenden Römerreiches unverändert wiederfinden oder voraussetzen wollte.

Zahlreiche Reliefs, bisweilen von sehr grossem Masstab, in den meisten Antikensammlungen Europas stellen den rätselhaften Mythos dar, ohne ihn zu erklären. Sie sind in der Regel von geringem Kunstwert und im besten Fall kaum älter als die Antonine. Man sieht eine Höhle, über welcher in der Regel der auffahrende und niederfahrende Sonnenwagen oder auch Sonne und Mond angedeutet sind. In der Höhle kniet ein Jüngling in phrygischer Tracht — es ist Mithras — auf einem Stier, dem er einen Dolch in den Hals stösst. Aus dem Schweif des Stieres spriessen Aehren; ein Hund springt an den Stier heran, eine Schlange leckt sein Blut, ein Skorpion nagt an seinen Hoden. Zu jeder Seite steht ein Fackelträger, der eine mit erhobener, der andere mit gesenkter Fackel. Ueber Mithras erscheint ein Rabe, bekanntlich der Vogel der Weissagung, vielleicht auch als Vogel der Schlachtfelder zu deuten. Ein Löwe oder Löwenkopf,

der bisweilen rechts in der Ecke sichtbar wird, soll noch ein Symbol des Lichtes, der Sonne sein." Für die Auslegung dieser Symbole in dieser spätrömischen Zeit gäben „glücklicherweise wenigstens die Inschriften einen deutlichen Wink; sie lauten: dem unbesiegten Gott Mithras, — der unbesiegten Sonne Mithras — der Sonne, dem unbesiegten Begleiter u.s.f.; die letztgenannte Inschrift ist zudem eine der häufigsten auf den Münzen Konstantins des Grossen, welcher vielleicht sein Leben lang sich nicht völlig von dem Aeusserlichen des Mithrasglaubens losmachte. — Den eigentlichen Mithras der Höhlenreliefs durfte man freilich nicht zum Münzrevers entweihen; seine Stelle vertritt die gewöhnliche Gestalt des Sonnengottes, mit Strahlenglanz, Globus oder Geissel. — Der Unbesiegte war sicher zugleich der Siegespender und also vorzugsweise der Kriegsgott. ... Endlich ist Mithras der Führer der Seelen, die er aus dem Erdenleben hinaus, in welches sie gefallen, wieder zum Lichte emporleitet, von dem sie ausgegangen sind. Und hieran knüpft sich das Gefühl der spätern römischen Welt; sie hat es nicht bloss aus den Religionen und der Weisheit der Orientalen und der Aegypter, noch weniger erst aus dem Christentum entlehnt, dass das Erdenleben ein blosser Uebergang zu einem höheren Leben sei; ihr eigener Schmerz und das Innewerden ihrer Alterung sagen ihr deutlich genug, das irdische Dasein sei lauter Beschwerde und Bitterkeit. Der Mithrasdienst wird eine, und vielleicht die bedeutsamste der erlösenden Religionen des sinkenden Heidentums." Die überlieferten strengen Prüfungen und „Züchtigungen" bei den Einweihungsriten dieses Kultes zeigen, dass es seinen Anhängern mit ihm ernst war, wenn auch vieles, wie bei andern Mysterienreligionen, nur zeichenhafte Handlungen gewesen sein mögen. „Sieben verschiedene Stufen der Einweihung werden genannt, nur ist die Reihenfolge nicht ganz sicher, darunter ein Rabengrad, Kriegergrad, Löwengrad; die obersten hiessen Väter. Beim Löwengrad wusch man die Hände mit Honig und gelobte sie rein zu halten von Missetat. Irgendwo kam auch Brot und ein Becher Wasser vor, selbst ein entsündigendes Bad; dann suchte man dem „Mithraskrieger" mit dem Schwert einen Kranz auf das Haupt zu werfen, den er mit der Hand wegfangen und an die Schulter drücken musste, weil Mithras selber sein Kranz, seine Krone sei."

Befestigung der Staatsordnung durch das Christentum

Neben diesem wäre noch zu erinnern an die zahlreichen andern öffentlichen und geheimen Kulte, an das zusammenfassende Streben der Kaiser, wie es etwa im Begriffe und Bau des Pantheon seinen Ausdruck gefunden hat, an das vereinheitlichende Bemühen der Philosophen, etwa der Neuplatoniker, der gnostischen Richtungen und der Christen. Eine dem Bewusstsein der Zeit völlig neuartige Religion hätte auch der gewaltige Constantin d. Gr. nicht öffentlich in der Masse anerkennen und begünstigen können, wie er das Christentum i. J. 313 in Edikt von Mailand beschützte und i. J. 325 als Vorsitzender des ökumenischen Konzils von Nicaea in Bithynien bei seinem ersten Schritt als geistige Weltmacht, als „Kirche“ unterstützte. Und in der langen Dauer seines sozusagen inoffiziellen Zustandes hatte es sich im Römerreich, auf das es damals im wesentlichen beschränkt war, gut eingerichtet, da es in unwesentlichen Aeusserlichkeiten tolerant war. Zwar hatte Constantin das unter Zeus und Hercules gestellte und durch besondere religiöse Organisationen scheinbar befestigte System Diocletians wenigstens in seiner religiösen Apparatur zerstört, aber „sich heidnischer Formen zu enthalten, wäre, auch wenn er es gewollt hätte, damals für Constantin unmöglich gewesen.“ Das wurde offenbar bei den Feierlichkeiten der Grundsteinlegung des grösseren Mauerwerks der neuen Reichshauptstadt am Goldenen Horn am 26. November 328 und dann bei der Einweihung am 11. Mai 330. Eduard Schwartz schreibt in seiner glänzenden Studie über Constantin den Grossen: „Die Tyche der Stadt liess sich nur in der hergebrachten Weise darstellen; wie am Einweihungstage selbst, so zog auch bei den jährlichen Geburtstagsfeiern der Stadt auf einem Prunkwagen, von einer Prozession von Soldaten geleitet, eine Statue des Kaisers, mit dem Bilde der Tyche auf seiner Rechten, bei der pompa circensis in die Rennbahn ein, um die Huldigung des Kaisers zu empfangen. Auf dem von Constantin aufgelegten Markt, erhob sich eine riesige Säule, auf deren Spitze eine, wie es scheint, aus Ilion hergebrachte Statue stand, die den SOL INVICTUS zugleich und den Kaiser darstellte. Künstlerische Formen haben ein zähes Leben, vor allem in einer Zeit, die darauf angewiesen ist, die Vergangenheit zu plündern; sie vermögen verschiedene ja entgegengesetzte In-

halte zu decken, und die Kirche vergab sich nichts, wenn sie dies Denkmal mit Kerzenprozessionen und Weihrauchdämpfen ehrte. Denn der Kaiser, der nunmehr anstatt des heidnisch-astrologischen Attributs INVICTUS der Titulatur das Beiwort VICTOR = (griechisch) NIKETES einfügte und sich von Bischof Euseb von Nikomedien formell unter die Katechumenen im Sinne der orientalischen Kirche aufnehmen liess, ohne sich darum der Taufe zu unterziehen, liess durch wortreiche Erlasse an die Provinzialen, durch die geschäftige Publizistik seiner Hofbischöfe, ja durch Predigten, die er selbst seinem Hofe hielt, weder Christen noch Heiden im Zweifel darüber, dass er den Sieg, der ihm die Alleinherrschaft brachte und das ganze Reich in seiner Hand vereinigte, dem Gott der Kirche verdanke, ... und dass die vielen Götter, die seine Gegner umsonst angerufen hatten, leere Hirngespinnste oder böse Teufel seien: in der ökumenischen Universalität trafen seine und die göttliche Monarchie zusammen." Nach Ansicht des selben Autors war für Constantin das Christentum ein Monotheismus mit „einfacher, durchaus rationaler Moral, der von Gott dem Menschen bei der Erschaffung mitgegeben" worden war, und für die Sonntagsheiligung, die er bei der Armee befahl, entwarf er eine „besondere, farblos monotheistische Gebetsformel"; der Logos der christlichen Theologie, die Vernunft, die die Welt erschaffen hat und in Ordnung hält, musste ihm einleuchten, und sogar für die christlichen Höllenstrafen hatte er bei der lockeren Moral seines Hofes eine rationale — erzieherische — Verwendung, er wies eindrücklich auf sie hin als einer Art jenseitiger Erweiterung der kaiserlichen Justiz. Im Jahre 337 n. Chr. stirbt Constantin, nachdem ihn der Hofbischof noch auf dem Sterbelager getauft hatte.

Constantin der Grosse hat das revolutionäre Erbe des ersten Caesar liquidiert, hat dem Reich der Römer die Gestalt gegeben, die entwicklungsfähig, wenn auch langsam an Wirkung schwächer werdend, sich in den ungeheuern Kräfteverschiebungen der Völkerwanderungszeit der Perser- und Araberstürme, der Mongolen — und Slavenwanderungen noch rund ein Jahrtausend behauptete. Seine vielgliedrige staatliche „Hierarchie", an der Spitze die *magistri* als höchste Reichsbeamte für Zivil- und Militärverwaltung, absteigend auf der Leiter der Aemter die *duces*

und comites bis zum einfachen Soldaten und einfachen Funktioniär, sein Senat als Staatsrat, wirkten bis in die neueste Zeit. Der Staufer-Kaiser Friedrich II., den manche als den Schöpfer des modernen rationalen Anstaltsstaates ansehen, ist der geistige Erbe des konstantinisch geformten Römerreiches.

Die romantische Reaktion

War nun der erste christlich getaufte Kaiser ein Realist, der die politischen Formen zu meistern wusste, der die tragenden Ideen als solche erkannte, und nur einen solchen kann man Realpolitiker nennen, so waren die Aussichten für eine heidnische Reaktion, die nach historischen Gesetzen bestimmt zu erwarten war, recht schlecht. Ein geborener Mystiker, ein humanistischer Büchergelehrter, ein Intellektueller, der Ideen mit Buchweisheit verwechselte, dabei ein guter militärischer Techniker, alles in allem also das Gegenteil eines politischen Realisten, war es, der den Reaktionsversuch unternahm: Julian mit dem Beinamen Apostata, der Abtrünnige. Er regierte 18 Monate in den Jahren 361—363 n. Chr.

Wir haben hier Gelegenheit auf ein anderes hervorragendes Buch des schon erwähnten Münchner Verlages empfehend hinzuweisen: Joseph Bidez „Julian, der Abtrünnige.“³⁾ (Die vortreffliche, leicht lesbare Uebersetzung stammt von Hermann Rinn).

In der Einführung wird bemerkt, dass dieses Buch über den „grossen Christenfeind“ nicht nur „ein köstlicher Besitz der Fachwissenschaft“, sondern auch „von hohem zeitgenössischem Interesse für einen wesentlich weiteren Leserkreis“ sei. Dem ist zuzustimmen, wie auch dem Schlusssatz der Einführung, dass man „Achtung vor dem sittlichen Adel der Haltung“ Julians haben müsse, der den Versuch wagte, eine geschichtliche Entscheidung rückgängig zu machen. Hinzuzufügen ist nur, dass Bidez zum farbigen Gemälde des Kaisers Julian dem schon seit etwa 40 Jahren feststehenden, von den Kirchenhistorikern erarbeiteten, Bilde keine neuen Akzente beigibt, sondern das schon be-

³⁾ Verlag Georg D. W. Callwey, München 1940. Das Originalwerk des Genter Philologen und Religionshistorikers erschien 1930 in französischer Sprache.

kannte Bild unter Benutzung aller Quellen überreich und mit grosser gestaltender Kraft ausmalt.

Julians Vater ist Julius Constantius; dieser ist ein Sohn des Constantius Chlorus aus seiner Ehe mit Theodora und ist also ein Halbbruder Constantins d. Gr., der bekanntlich der Verbindung des Constantius Chlorus mit der berühmten Helena entspross. Der Sohn Constantins d. Gr. Constantius II. hegte ein tiefes Misstrauen gegen seine Vettern, welches Julians Jugend verdunkelte und seinem Halbbruder Gallus (aus der Ehe seines Vaters mit Galla) das Leben kostete. Im Jahre 355 n. Chr. verheiratet Constantius II. seinen Vetter Julian mit seiner Schwester Helena, die, wohl älter als ihr Vetter und Gemahl, keine Bedeutung in seinem Leben erlangt und um 360 n. Chr. stirbt.

Humanist und Mystiker

Wir finden den jungen Julian, erzählt Bidez „in den öden Palästen und stillen Strassen von Nikomedia, jetzt Ismid, am Golf von Astakus auf der asiatischen Seite der Propontis, dem heutigen Marmarameer. Dorthin hatte Constantius den verwaisten Knaben nach der Ermordung des Vaters bringen lassen.“ Die Erziehung lässt der kaiserliche Vetter durch den schon oben erwähnten Bischof Eusebius von Nikomedien überwachen; der eigentliche Erzieher ist der skytische Ennuch Mardonios, der ehemalige Vorleser der verstorbenen Mutter des Knaben. Diesem letzteren setzt Julian in seinen Schriften ein Denkmal: „Oft und oft, so berichtet er, hätte er nach den Schulstunden mit seinen Kameraden zum Circus oder Theater laufen mögen. Aber immer habe ihm der Erzieher mahnend vorgehalten, dass das Studium solchen Zerstreuungen vorzuziehen sei. ... Er verstand es den Knaben durch die schönsten Bücher zu trösten, und lehrte ihn, darin immer neue Quellen reiner und wahrer Freuden zu entdecken. Im Sinne der strengen Stoiker machte er ihm klar, dass demjenigen, der wahrhaft zu lesen versteht, Homer grossartigere Schauspiele vermittelt als die Darbietungen, an denen sich das gemeine Volk ergötzt. ‚Willst du die Pferderennen anschauen?‘ fragte Mardonios: ‚nirgends findest du grossartigere als bei Homer. Nimm das Buch und lies. Man schwätzt dir von Tanzpantomimen? Mach dir nichts draus: die jungen Phäaken haben männlichere Tänze. Und da hast du den Kithariden Phe-

mios, den Sänger Demodokos. Da findest du Bäume, die schöner sind als alle sichtbaren. Und die Insel der Kalypso, ihre grossen Wälder, die Grotten der Kirke, der Garten des Alkinoos: glaube mir, nirgends kannst du Schöneres sehen.'” — Nebenher ging die christliche Unterweisung in der üblichen Art. „Die Leidensgeschichte rührte ihn zu Tränen.” „Man liess ihn in den niederen Klerus eintreten und nahm ihn als Lektor unter die Leviten auf, denen die Aufgabe zufiel, rhythmisch und klar die für die Meditation der Gemeinde bestimmten Bibelabschnitte vorzutragen. Als später Julian die Neubelebung des Götterkultes unternahm, konnte man mit einigem Erstaunen feststellen, dass er nicht etwa diejenigen Einrichtungen rühmte, die allen orientalischen Mysterienkulten — seien es nun die Christi, der Kybele, der Isis oder des Mithras — gemeinsam waren, sondern in erster Linie Dinge empfiehlt, die er in der christlichen Kirche zur Zeit seines ersten Glaubenseifers kennengelernt hatte. Nirgends behauptete er in diesen Zusammenhängen, wie das moderne Kritiker gerne zu tun pflegen, dass das Christentum in seinen Gebräuchen nicht neuschöpferisch gewesen sei; vielmehr zitiert er in zweifellos von ihm selbst herrührenden Schriften das Beispiel der Christen und empfiehlt mit besonderem Nachdruck das werktätige christliche Vorbild.”

Der Abfall des jungen Klerikers vom Christentum ist „ein Werk der neuplatonischen Theurgen” vor allem des „Philosophen” und Mystikers Maximus. Dieser muss mit seinem Wissen starke suggestive Kräfte verbunden haben. Noch im Alter „als sein langer Bart schon weiss geworden, berichtet ein Zeitgenosse, gleich seine Stimme der der Athena Homers oder der des Apoll. Ausserordentlich war das Feuer seines Blicks, und sein Auge spiegelte jede Regung der Seele wieder. Sprache und Aussehen seiner Person standen in glücklichster Uebereinstimmung, und Auge und Ohr waren gleichermassen entzückt in seiner Gegenwart. Selbst die Klügsten und Redegewandtesten wagten im Gespräch mit ihm keinen Widerspruch; man gab sich bedingungslos hin und lauschte ihm wie einem Orakel. So gross war der Zauber seiner Rede.”

„Maximus beschränkte sich keineswegs auf Theurgie. Er war der Verfasser eines Kommentars zur Kategorienlehre des Aristoteles.” Der zwanzigjährige Prinz schloss sich nach dem Be-

richt des erwähnten zeitgenössischen Geschichtsschreibers „eng an ihn an und mühte sich mit höchstem Eifer, sich seine Lehre völlig zu eigen zu machen.“

Heidnische wie christliche Quellen stimmen darin überein, dass Maximus in einer „Krypta des Mithraskultes“ zu Ephesus Julian, nach einem symbolischen Weg durch nächtliche Schrecknisse zum Lichte, den christlichen Glauben abschwören liess. „Geschickt ausgelegte Orakel riefen dem Enkel des Constantius Chlorus (des Herculiens!) die Abstammung seiner Dynastie vom Sonnengott ins Gedächtnis.“ Und als Julian Kaiser geworden war, entwarf er „in drei Nächten eine Hymne zur Verherrlichung der Macht des Gottes Helios“ und lässt in einer selbstgedichteten Fabel den Sonnengott zu sich sprechen: „Aus Liebe zu deinen Ahnen wollten wir dein Geschlecht läutern. Bedenke, dass du eine unsterbliche Seele hast, die von uns abstammt; bedenke, dass du zum Gott werden wirst, wenn du uns folgst, und unsern Vater gemeinsam mit uns von Angesicht zu Angesicht siehst.“

„Julians Abkehr von der neuen zur alten Religion war nur durch den hohen Rang des Konvertiten etwas Ungewöhnliches.“ Die Einheitlichkeit des neuplatonisch-astrologischen Weltbildes wirkte auf die Menschen jener Zeit so stark wie jene des platonisch-christlichen Weltbildes, und Erlösungsvorstellungen — und Riten fanden sie dort wie hier. „Zweifellos war die Aussöhnung des Prinzen mit dem Glauben seiner Vorfahren und das Erwachen seines politischen Ehrgeizes miteinander verknüpft. Warum hätte er sonst seine neue religiöse Betätigung so ängstlich verborgen?“ Denn an Bekennermut fehlte es ihm keineswegs.

Die Neuordnung ist stärker als die Reaktion

Nach der Verheiratung mit der Schwester des Kaisers erhält Julian als „Caesar“ den Sprengel Gallien zugewiesen, wo er mit Erfolg die Allemannen bekämpft, die durch unaufhörliche Einfälle in das römische Gebiet dieses verwüsten. Die Städte an der Rheingrenze sind „in Waldnacht versunken und von wilden Tieren bewohnt“, die Grenze wird durch „Kastelle mit Reiterschwadronen und Kohorten“ gesichert, wie die Historiker des vierten Jahrhunderts Ammianus und Eumenius berichten. Im Jahre 360 n. Chr. rufen die siegreichen Legionen zu Paris

Julian zum Augustus aus, er zieht als Gegenkaiser nach Konstantinopel, wo er Constantius II. tot vorfindet. Sorgfältig verwischt er den Eindruck der Usurpation. — Der Weg für die Restauration des Heidentums ist frei. Diese ist interessant genug: „Einrichtung einer Hierarchie, scharfe Scheidung von Priestern und Laien, kanonische Vorschriften für die ersteren betreffs des Haushalts, des Wandels, der Studien, Verbot des Wirtshaus- und Theaterbesuches für dieselben, Einrichtung des Bannes und eines häufigen und prachtvollen Gottesdienstes mit Predigt und Chor- gebet, Errichtung von Hospitälern und sonstigen Wohltätigkeits- anstalten.“ (J. Marx: Kirchengeschichte) Der Kaiser ist Haupt der Heiden-Kirche, so muss man sie wohl nennen, ist „Pontifex Maximus.“ Diese Aufzählung der julianischen Reformen zeigt, zusammen mit den früheren konstantinischen Edikten, wie Auf- hebung der Kreuzigung, Verbot der Brandmarkung im Gesicht, da dieses Gottes Widerspiegel sei, Verbesserung des Loses der Sklaven u.a.m., dass die christliche Haltung im Zuge der Zeit lag. —

Im Perserkriege des Jahres 363 stirbt Julian an einer Wunde. Das berühmte Wort „Galiläer, du hast gesiegt!“ hat er wahr- scheinlich nicht gesprochen, wenigstens weiss der Augenzeuge der Todesstunde, der Historiker Ammianus nichts davon.

„Julians Absicht, sagt Bidez am Schlusse seines Werkes, die alten staatlichen Götterkulte mit theosophischen Elementen der Schule des Jamblichos (ein 330 n. Chr. gestorbener Neuplatoni- ker) zu durchsetzen und diese haltlose Mischung von Lehren und Praktiken unter die Obhut einer halb heidnischen, halb christli- chen Kirche zu stellen, war ein zu sicherem Scheitern verurteil- tes Unterfangen.“

Dagegen möchten zu allen und besonders in schweren Zeiten jene Gebote des Mithras, die Julian sich stets wiederholte, ihre menschliche Bedeutung behalten, die lauten:

„Mehr Mut, mehr Gerechtigkeit, mehr Brüderlichkeit, mehr Reinheit.“